

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 10 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Insertate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Insertaten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebenen Insertate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Ein Musterdiplom.

Leipzig, 11. Januar.

Selt der Mitte dieser Woche hat das parlamentarische Leben in der Reichshauptstadt wieder begonnen. Seine ersten Lebenszeichen im neuen Jahre deuten allesamt darauf hin, daß sich unsere innere Politik ganz und gar in dem Kampfe um den Zolltarif konzentriert. Der preussische Landtag ist mit einer Thronrede eröffnet worden, die alles aus dem Wege zu räumen sucht, was den Sieg der Brotwucherer im Reichstage hindern oder auch nur aufhalten könnte, sogar die berühmte Kanalvorlage, für die der Kaiser selbst so oft sein feierliches Wort eingesetzt hat. Die Generaldebatte des Etats schleppt sich im Reichstage ungewöhnlich matt dahin, und in der ersten Sitzung der zur Vorbereitung des Zolltarifs niedergesetzten Kommission haben die Bülloer eine erste Probe davon geliefert, wie sie die Gegner rückwärtslos niederzustimmen entschlossen sind. Sie haben eine Art der Geschäftsbehandlung durchgeführt, die an sich ebenso verkehrt ist, wie sie den Ueberlieferungen des Reichstages widerspricht.

Allerdings, dasjenige parlamentarische Ereignis der Woche, das im Aus- und Inlande vorläufig den größten Värm hervorgerufen hat, scheint in keinem Zusammenhange mit dem Zolltarif zu stehen. Allein dieser Schein trügt. Die diplomatische Isolierung der deutschen Regierung, die der Reichskanzler am Mittwoch im Reichstage festzustellen für gut befand, indem er an die englische Regierung und an die beiden anderen Regierungen des Dreiebundes einige Kasensätze austeilte, ist teils eine unmittelbare Frucht des Zolltarifs, teils ist sie mit ihm aus derselben reaktionären Wurzel entsprossen. Es ist ein albernes Märchen, aufgebracht seiner Zeit, um die Russenfeindschaft der preussischen Regierung zu beschönigen, die vor dem Jaren schwarzenelze, während die russische Grenzsperr der wirtschaftlichen Entwicklung der preussischen Ostprovinzen tödliche Wunden schlug — es ist ein albernes Märchen, sagen wir, daß der ökonomische Krieg zwischen den Staaten ihre politische Freundschaft nicht zu schädigen brauche. Die tödlichen Wunden, die der deutsche Zolltarif den wirtschaftlichen Interessen der anderen Dreiebundmächte zu schlagen droht, haben den Dreiebund gelockert und sind eine Hauptursache, ihm das Lebenslicht vollends auszublösen.

Dazu kommt aber das reaktionäre Gepräge, das die deutsche Regierung dem Dreiebunde zu geben beflissen gewesen ist. Um die schändliche Redensart vom Stapel zu lassen, daß der Dreiebund die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinde und die Zukunft sichere, erläuterte ihn Graf Büllo dahin, daß er auf den „Prinzipien der Stabilität“ beruhe,

die von 1815 bis 1866 in Europa geherrscht hätten, und daß diese Prinzipien durch die nationale Einheit Deutschlands und Italiens amendiert seien. Mit anderen Worten erklärte Graf Büllo, der Dreiebund solle das ruchlose System Metternichs restaurieren, mit dem einen Unterschiede, daß dies System in dem einzigen Deutschland und Italien herrsche, wie ehemals in dem zerstückelten Deutschland und Italien. Man muß diese Offenherzigkeit des Reichskanzlers anerkennen und man darf billigerweise auch nicht bestreiten, daß die Junckerklasse, deren Herde er ist, alles Mögliche gethan hat, um jenes Programm durchzuführen. Wundern könnten wir uns höchstens, daß der Herr Graf den wachsenden Haß, den das reaktionäre Treiben der preussischen Juncker namentlich in Italien und speziell unter der italienischen Arbeiterklasse erregt, für eine „unschuldige Extratour“ hält. Da hat er doch eigene Begriffe von der Bewunderung der Mitwelt für seine edle Klasse.

Inzwischen meint er: Dreiebund hin, Dreiebund her, es geht auch so. Das läßt sich nun freilich hören, soweit es auf den Dreiebund als eine diplomatische Machenschaft der Regierungen ankommt. Daran ist gewiß nicht viel verloren. Nur ist die Motivierung des Reichskanzlers wieder höchst sonderbar. Weil sich die Ziele der deutschen „Weltpolitik“ auf Segenden und Objekte erstrecken, die weit entfernt von Deutschlands Grenzen liegen, auf die Nordküste von Afrika, Persien, Ostasien, deshalb soll der Dreiebund nicht mehr so notwendig sein, wie vor zwanzig Jahren; als die Ziele der deutschen Politik nicht über das Mittelmeerbecken hinausgingen. Der beschränkte Unterthanenverstand wird vielmehr meinen, daß, je mehr sich die deutsche Politik in allen möglichen Weltteilen umhertreibt, um zwecklose Abenteuer vom Zaune zu brechen, desto notwendiger ein stichfester Rückhalt für sie in Europa sei. Indes gleichviel, wir geben zu: es geht auch ohne den Dreiebund! Nicht dieser auf Geshhaut geschriebene Vertrag hat den europäischen Frieden seit einem Menschenalter gesichert, sondern ganz andere Dinge haben es gethan, von denen hier nur zwei genannt werden mögen: erstens die raffinierte Ausbildung des Kriegswesens und zweitens das unaufhaltsame Erwachen der europäischen Arbeiterklasse zur richtigen Erkenntnis ihrer Interessen. Die herrschenden Klassen wissen ganz genau, was sie bei einem solchen Kriege zu riskieren haben, und deshalb scheuen sie ihn wie die Pest. Beim Beginn eines solchen Krieges wackelt jeder Thron, jeder Ministerstuhl, jeder Geldschrank, und wie viel von diesen schönen Dingen im Laufe des Krieges purzeln würden, das ist mehr, als der sonst ja sehr reiche Wit des deutschen Reichskanzlers vorhersehen kann.

Nachdem er dem Dreiebunde sein Kompliment gemacht hatte, blieb noch eine Großmacht übrig, auf deren Bestand

zu rechnen, immer eine Voraussetzung des Dreiebundes gewesen ist, und so beehrte sich Graf Büllo, auch an die Adresse der englischen Regierung eine Liebenswürdigkeit zu richten, wegen der bekannten rednerischen Entgleisung Chamberlains. Es versteht sich, daß wir für Chamberlain nichts übrig haben, aber der künstlich erhaltene Värm über seine Verlegenheitsphrase will uns noch viel abgeschmackter erscheinen, als diese selbst. Die deutsche Politik in der Burenfrage ist wahrhaftig nicht dazu angethan, eine ebenso großmütige wie gefahrlose Hege gegen die englische Regierung zu rechtfertigen. Gleichwohl hielt es Graf Büllo für angezeigt, dieser Hege seine Verbeugung zu machen und dabei einen Ton anzuschlagen, der, wie die Sprache der englischen Presse zeigt, jenseits des Kanals nicht bloß in den Kreisen der Regierung aufs äußerste verschupst hat. Vellkäufig ist es ein eigenartliches Pech des Reichskanzlers, bei seinen Haupt- und Staatsaktionen selbst mit seinen feuilletonistischen Floskeln zu entgleisen. Er berief sich pathetisch auf den „großen König“, der einen Angreifer des preussischen Heeres mit den Worten abgefertigt habe: „Laßt den Mann gewähren, er behält auf Granit.“ Das hat der alte Fritz aber nie gesagt; er kannte sein zur größeren Hälfte aus dem verworfensten Gestindel Europas zusammengeprügeltes Heer viel zu gut, um zu behaupten, daß, wer da hineinkommt, auf Granit stoßen würde. Wohl aber hat Napoleon auf St. Helena gesagt: „Wer mein Andenken schmäht, behält auf Granit.“ Aber vielleicht hat Graf Büllo die schöne Phrase schon auf der Höhe seines europäischen Ruhms verbrauchen wollen, sündmaler er doch nur die allgemeine Heiterkeit erwecken würde, wenn er sie erst auf seinem St. Helena vernutzen wollte.

Alles in allem hat sich dieser Musterdiplom am vorigen Mittwoch in seiner ganzen Glorie gezeigt. Nirgends zwar wird mehr mit Wasser gekocht, als in der Diplomatie, und wir haben schon gesagt, daß wir dem Dreiebunde als diplomatische Uebereinkunft zwischen der deutschen, der österreichischen und der italienischen Regierung keine weltgeschichtliche Bedeutung zuschreiben. Aber hinter den Regierungen stehen die Völker, und die Rede des Reichskanzlers enthält Stoff genug, auch die teuthesten Patrioten darüber nachdenken zu lassen, welchen immer wachsenden Haß die deutsche Nation bei allen civilisierten Nationen gegen sich erregen wird, wenn sie nicht endlich das Joch der ebenso unfähigen wie rückständigen Junckerklasse abzuschütteln versteht.

Politische Uebersicht.

Nachmals der christliche Witwenversorgungsschwindel. Der berühmte Centrumsantrag, wonach die Ueberschüsse aus den Lebensmittelzöllen zu einer Witwen- und Waisenversorgung für die Arbeiter verwendet werden sollen, liegt nunmehr in

Seuilleton.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechnigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Schnell legte der Stadtkassierer seine Hand auf Erikssens Mund.

Clausen erhob seine Stimme.

„Allerdings ist er nicht so ganz ohne, aber er ist doch keineswegs gewogen und zu leicht befunden.“

„Si, hi, hi! Brillant!“

„Unser klassischer Vorsitzender, Herr Redakteur Heilbunth, lebe hoch!“

Man rief ein neunfaches Hurra, und die Gläser wurden bis auf den Grund geleert.

Jetzt wurde die Lustigkeit zügellos.

„Wein her, Thomsen! Wein her!“ schrie man.

„Wer will einen Käseknochen mit Fleisch daran haben?“

„Ach was, scher Dich zum Teufel!“

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm —“

„Einen kleinen Nyholm, alter Junge!“

„Kui Teufel, der ist ja ganz warm geworden!“

„Dänemark soll leben! Prost Ihr Brüder!“

„Prost! Prost! Prost!“

Man rief und schrie durcheinander. Man lachte und sang und war sentimental, Klopste sich gegenseitig auf die Schulter und umarmte einander. Die alten Augen

strahlten in hellster Freude, und alle Gesichter strahlten. Der Oberlehrer wollte noch eine Rede halten, aber niemand wollte zuhören. Stadtkassierer Lassen versuchte eine Portierflasche auf seiner Nase balancieren zu lassen. Und Rentier Erikssens sah da und kammte Fabrikant Höffels Bart mit einer Hummerschere.

Man konnte vor Lachen, Schreien und Aufen sein eigenes Wort nicht verstehen.

„Meine Herren, meine Herren!“ brüllte Redakteur Heilbunth, der fett und selig wie ein Falstaff in seinem Präsidentenstuhl lag. „Meine Herren, meine Herren, dies geht über Freud- und Rothspan!“

Im selben Augenblick ergriff Kontrollleur Knapsied den roten, kugelrunden Eidamer mit seinen behaarten Fäuhänden und rollte ihn mit Aufbietung seiner ganzen Kraft über den Fußboden und mitten in alle die leeren Flaschen hinein.

Es war, als sollte der Saal zusammenstürzen! —

Und unten in der entferntesten Ecke an der Thür nach dem Küchengang stand Manuel und sah zu, empört, indigniert, entrüstet, entsetzt — — ungefähr wie eine Altartelze inmitten eines Hegenabbats.

Wenn man durch das Kommenthor auf die Landstraße hinausging und dann in der ersten Richtung zur Rechten abbog, erreichte man nach halbständiger Wanderung das „Gehöft“, den Mühlenhof, Emanuel Thomsens väterlichen Besitz.

Und nicht nur Mannels Vater, sondern auch dessen Vater und Großvater hatten auf diesem kleinen Fleckchen Erde gelebt und gewirkt.

Es gehörten ungefähr dreißig Tonnen Ackerland zu dem Gehöft und dann der Mühlenbetrieb.

Der Mühlenleisch oder der „See“, wie die Thomsens

ihn zu nennen liebten, lag im Garten hinter dem Wohnhause. Er lag hoch, fast in gleicher Linie mit dem Dachstich des Hauses, und nur durch einen schmalen Hohlweg von dem Gebäude getrennt. Das Wasser floß in einer offenen, ein Paar Ellen breiten hölzernen Rinne über den Weg und stürzte von dort auf das Dreibrad herab. Und wenn das Mühlenbrett geöffnet war und die Mühle ging, rante über den schmalen Hof hin ein brausender, donnernder Värm, der die Fensterscheiben stochweise erzittern machte.

„Und wenn man einmal so glücklich gewesen ist, seine Kinderjahre an einem solchen Ort zu erleben.“ sagte Manuel in einer Unterhaltung mit Mutter Karenis Bruder, dem Küster — „und im Venz der Jugend seine Ohren an das liebliche Nieseln des Wassers und das Raufchen des Rades und das Mahlen der Mühlfleine gewöhnt hat, da wird man sich in den schweren Stunden seiner Männerjahre stets danach zurücksehnen. — — — Namentlich.“ fügte er mit einem Kopfnicken hinzu, „wenn man, wie ich, Onkel Jakob, mit einem etwas trübseligen Charakter geboren ist.“

Rings um den Mühlenleisch herum lag der Garten. Jetzt war er eine Wildnis. Bäume und Büsche wuchsen ungepflegt und unbeschnitten durcheinander. Das Gras der Rasenplätze wucherte über die Wege hinaus, und die wenigen übriggebliebenen Blumen konnten im Frühling, wenn sie emporspießen, kaum vor Unkraut atmen.

Dieser Garten war der Stolz und das Stückenpferd der Familie Thomsen gewesen.

Da waren Lindenlauben mit großen, runden, steinernen Tischen, alte ausgediente Mühlfleine, deren Rillen verschliffen waren. Und um sie herum standen künstlerisch ausgeführte Bänke und Trische aus Naturholz,